

Wort und Antwort

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1989)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Von Scheckigem geschockt (Vgl. Heft 2, Seite 33)

Jene Stellen in Dr. Wolfgang Mildenbergers Glosse „Scheckiges“ (vgl. „Sprachspiegel“ Nr. 2/1989), die sich nicht nur auf die tatsächlich anfechtbare sprachliche Inkonsequenz der PTT-Dienste beziehen, reizen zum Widerspruch. Denn beileibe nicht alles, was „im übrigen deutschen Sprachraum längst üblicher Schreibweise“ entspricht, verdient es, helvetischerseits nachgeplappert zu werden. Nur weil das britische „cheque“ und das amerikanische „check“ fälschlicherweise wie „Scheck“ ausgesprochen werden (worunter man sich durchaus ein geflecktes Rindvieh vorstellen könnte), braucht dieser Irrtum keineswegs schriftlich dokumentiert zu werden. Dasselbe gilt für „Plastik“ statt „Plastic“: Deutsche sprechen das Wort — so, wie sie es schreiben — mit einem aspirierten auslautenden k aus, während viele Schweizer es eher in englischer Manier so zu Gehör bringen, als ob es auf den Doppelkonsonanten gg enden würde. Nun ist aber die englische Schreibweise auch im Deutschen sinnvoll, verdeutlicht sie doch den Unterschied zwischen einem Kunststoff und dem Erzeugnis aus einer Bildhauerwerkstatt. Und abermals auf falscher deutscher Aussprache beruht der Ausdruck „Kraul“ für das englische „crawl“: Ich habe mir den Bart gekrault, als ich las, das ganze Kapitel sei „jenem in der deutschen Schweiz zu beobachtenden Hang zur Fremdtümelei“ zuzuschreiben. In der Deutschschweiz besteht vielerorts noch eine sprachlicher Korrektheit oft zuträgliche Abneigung gegen Deuschtümelei.

Ulrich Schneider

„Vom Sexismus in der Sprache“ (Vgl. Heft 1, Seite 7)

Der Feminismus — an sich eine politische Strömung — entfaltet im Bereich der Sprachpflege ein wahrhaft verunstaltendes Wesen oder ein veranstaltetes Unwesen. Man muß aber beifügen, daß sich dieser Sachverhalt — eigenartig genug — auf den deutschen Sprachraum beschränkt. Feministische Anliegen gibt es auf der ganzen Welt und die Frauen in den Landen, wo in Goethes Muttersprache geredet und geschrieben wird, haben schon einiges zugestanden erhalten oder sich selber errungen, was in anderen Kulturkreisen noch nicht einmal zur Erörterung freisteht, etwa in China, Japan oder den arabischen Staaten. Auch französische, amerikanische und englische „Schwestern“ der deutschzungigen Feministinnen scheinen bei weitem friedlicher, weniger emanzenhaft zu sein, wiewohl deren Idiome wie auch deren gesellschaftlicher Unterbau zu ähnlichen Beanstandungen Anlaß geben mögen.

Die deutsche Sprache ist das Beispiel, an dem zu erkennen ist, daß unverhältnismäßig große Kräfte für das Ausmerzen von sogenannten „patriarchalischen“ Wesenszügen unserer Kultur verbraucht und gebunden werden.

Ob nun „Arzt“ auch „Ärztin“ allgemeinbegrifflich beinhaltet, ob „Bewerber“ ausschließlich männlich zu sein hat, dies sind doch keine Fragen von erwachsenen Menschen, die sich längst an sprachliche Bräuche und Übereinkünfte (stillschweigend) gewöhnt haben. Daß Louise Pusch die Männer ja am liebsten damit bestrafte, daß sie künftig nur mehr von

„Leserinnen“ schreibt und damit auch Männer einschließt, zeigt beredt, wie humorlos-boshaft, ja bösartig zum Teil gefochten wird. Minderwertigkeitskomplexe sind allerdings nicht den Frauen vorbehalten.

Eine Auseinandersetzung dieser Art unter Fachleuten und vor der Öffentlichkeit zeigt auch, in welchem hohen Maße Frauen heute eben wirtschaftlich selbstbestimmend geworden sind. Geldliche Unabhängigkeit, Berufsfernziele ähneln immer mehr denjenigen eines Mannes, auch wenn nicht geleugnet werden darf, daß bis zur Spitze der gesellschaftlichen Pyramide mehr Männer als Frauen aufsteigen, also statistisch eine Ungerechtigkeit auszuweisen ist. Doch muß man die deutsche Sprache absichtlich „verpuschen“ und verpfuschen, um sich Männern vermeintlich gleichzustellen? Solche Frauen haben der Menschheit wahrlich nichts Besseres zu bieten als diejenige Menschenhälfte, die sie sich willkürlich und offenkundig aus Eigennutzdenken zu ihrem „Gegner“ erkoren haben.

Einige lexikalische Neuerungen wären allerdings bald angezeigt: Da Feminismus nicht schlichte Frauenbefreiung erreichen will, sondern eben selber Sexismus betreibt, sind solche Frauen keine Damen mehr, sondern allenfalls Herrinnen. Ich habe nichts gegen die neue Anredeform „Verehrte Herren und Herrinnen . . .“

Roger Beaud

„Wird ‚ganze‘ im grossen und ganzen noch richtig gebraucht?“

(Vgl. Heft 2, Seite 53)

Herr Peter Anliker macht darauf aufmerksam, dass *ganze* in einer solchen Verbindung für einige ‚nicht mehr als‘ bedeutet, für andere ‚nicht weniger als‘.

Im dänischen wird das Wort, das *ganz* entspricht, nämlich *hel* (vgl. englisch *whole*), nur in der zweiten Bedeutung gebraucht. Wenn man *hele 12 millioner* sagt, ist man überrascht, dass es sich um einen so hohen Betrag handelt.

Herr Peter Anliker hat ganz recht wenn er sagt, dass keine Akademie die Sprache macht, sondern die Sprachgemeinschaft. Mit anderen Worten: Die Sprecher und Schreiber einer Sprache bestimmen, welche Bedeutung die Wörter haben. Und wenn ein Wort seine Bedeutung — langsam — wechselt, so ist eben Toleranz am Platz. Die Zeit wird dann zeigen, welche Bedeutung siegt.

Die Übergangszeit kann aber etwas schwierig sein, denn es ist nicht praktisch, wenn ein Wort zur gleichen Zeit zwei entgegengesetzte Bedeutungen hat, abhängig vor allem vom Alter des jeweiligen Sprachbenutzers. Im dänischen sehen wir es beim Wort *virak* — aus deutsch *weihrauch* entlehnt. Für die älteren Generationen bedeutet es ‚hohes Lob‘, in den jüngeren dagegen ‚Krach‘, ‚Radau‘.

Arne Hamburger

„Statt schönen Gesang . . .“ (Vgl. Heft 2, Seite 64, 1. Spalte, oben)

Die Antwort zur Frage über die Endung von „schön“ zusammen mit „statt“ ist nur zum Teil richtig. „Statt“ kann Präposition oder Konjunktion sein. Als Präposition regiert das Wort den Genitiv, wie Sie richtig schreiben. Als Konjunktion hat das Wort den gleichen Fall wie das Gegenstück und hängt vom Verb ab. Die Wortart ergibt sich aus dem jeweiligen Fall, d. h. der Schreiber hat in gewissem Sinne die Wahl. Richtig ist also auch: Statt schönen Gesang (Akk.) hörten wir übles Gekrächze (Akk.) — Statt übles Gekrächze hörten wir schönen Gesang.

Max Flückiger